

In Sprockhövel geboren und im KZ ermordet - Erinnerung an Herta Röttgen (1897-1945)

Vor 70 Jahren begannen die Deportationen jüdischer Menschen aus dem Rheinland und Westfalen in das Ghetto Riga. Auch die aus Sprockhövel gebürtige Herta Sander geborene Röttgen, ihr Ehemann Max und ihr Sohn Helmut aus Rees (heute Kreis Kleve) gehörten zu den Verschleppten.

Herta Röttgen wurde 1897 als drittes Kind von Nathan und Clara Röttgen in Sprockhövel geboren. Die Familie Röttgen war die einzige jüdische Familie in der Gemeinde Niedersprockhövel. Hertas Vater Nathan war Viehhändler; ihre Mutter Clara, die aus Salzkotten stammte, versorgte zu Hause die Familie, in der fünf Kinder groß wurden und war vermutlich auch in das Geschäft eingebunden. Das Haus der Familie Röttgen, ein ortstypisches verschiefertes Fachwerkhaus, stand an der Kreuzung Hauptstraße/Bahnhofstraße am heutigen Kreisverkehr in Niedersprockhövel.

Das Haus Röttgen an der Hauptstraße Niedersprockhövel um 1974 (Stadtarchiv Sprockhövel)



Ab Ostern 1903 besuchte Herta Röttgen die Volksschule Nord. Als 1910 die Rektoratschule Sprockhövel auch Mädchen aufnahm, war sie eine der ersten Schülerinnen dort. Auch Hertas jüngere Geschwister besuchten diese Schule.

Die Rektoratschule war eine Art Realschule, die von denjenigen Kindern besucht wurde, die eine bessere und höhere Schulbildung erhalten und evtl. später auf eine weiterführende Schule gehen sollten. In der Familie Röttgen legte man, wie in den jüdischen Familien üblich, großen Wert auf eine gute Schulbildung und auf Gelehrsamkeit. Dies galt eingeschränkt auch für die Mädchen. Im damaligen Sprockhövel war eine höhere Schulbildung für Mädchen eine Ausnahmeerscheinung: Von den 36 Schülern der Rektoratschule waren 1910 nur sechs Mädchen.

Hertas Schulkameraden waren unter anderem Albrecht Gräfer (Jg. 1899) und Rudolf Steinbeck (Jg. 1898). Mit Französischkenntnissen, guten Noten und einem „lobenswerten“ Verhalten verließ Herta die Schule nach einem Jahr wieder, als ihre Schulpflicht endete.



Eine Berufsausbildung hat Herta Röttgen nicht erhalten. Ihre Schwester Emmy war das einzige der vier Röttgen-Mädchen, das eine Lehre machen durfte. Sie wurde kaufmännische Angestellte und lebte später in Bremen. Herta Röttgen verblieb im kulturellen und sozialen Milieu ihrer Herkunftsfamilie. Im Alter von 23 Jahren heiratete sie einen Berufskollegen ihres Vaters, den ebenfalls jüdischen Viehhändler Max Sander aus Haldern im Kreis Rees. Herta wird auch ohne Berufsausbildung in ihrem Elternhaus das gelernt haben, was eine Geschäftsfrau im Viehhandel und eine Hausfrau können musste.

Herta Röttgen (1897-1945) als junges Mädchen

Eine tüchtige und gut wirtschaftende Ehefrau trug wesentlich zu einem funktionierenden Familienbetrieb bei und genoss im Allgemeinen eine hohe Wertschätzung.

Max Sander (1892-1945) als Soldat im Ersten Weltkrieg

Auch die Familie Sander war in ihrer Heimatgemeinde Haldern seit Generationen verwurzelt. 1923 siedelten sich Herta und Max Sander im nahe gelegenen Isselburg (heute Kreis Borken) an und gehörten damit zur Synagogengemeinde Anholt an der niederländischen Grenze. Eine Tochter und drei Söhne wurden ihnen hier geboren. Wie lange der Viehhandel Max Sanders hier bestand, ist nicht mehr zu ermitteln; vermutlich wurde auch er ein Opfer der Wirtschaftskrise 1929.



Ende Januar 1933, zwei Tage bevor Hitler zum Reichskanzler ernannt wurde, zog die Familie Sander nach Rees um, wo im April ihr jüngster Sohn Walter geboren wurde. Max Sander hatte hier bei dem großen jüdischen Futtermittelproduzenten B.S. Wolf Arbeit gefunden. In Rees, die auch eine alte Synagogengemeinde beherbergte, lebten zu diesem Zeitpunkt 55 jüdische Menschen.

Wie Röttgens und Sanders die Auswirkungen und die Dauer des NS-Regimes bewerteten, ist nicht überliefert. Wie in allen jüdischen Familien gab es sicherlich bald heftige Diskussionen, ob man angesichts des aggressiven Antisemitismus und der zunehmenden Entrechtung bleiben oder auswandern sollte. Waren die Nazis nur eine vorübergehende Erscheinung, die bald wieder in der Versenkung verschwinden würde? Konnten in diesem zivilisierten „Land der Dichter und Denker“ überhaupt solche abscheulichen Übergriffe gegen loyale Staatsbürger straflos bleiben? Waren nicht die Gesetze und Verordnungen, wie sie ab 1933 die jüdische Bevölkerung immer mehr knebelten und entrechteten, nur Ausrutscher in einer gesellschaftlichen Krisensituation? Hertas Ehemann Max hatte schließlich als junger Soldat im Ersten Weltkrieg für Deutschland sein Leben riskiert. Das alles sollte nichts gelten im neuen Deutschland Adolf Hitlers? Unvorstellbar. Darauf vertrauten zunächst wohl auch Max und Herta Sander.



Andere sahen ihre Situation realistischer, wollten und konnten die Demütigungen und zunehmenden Entrechtung nicht länger ertragen. Hertas Bruder Hans und ihre Schwester Hilde wanderten mit ihren Familien nach Brasilien aus, in ein fremdes Land, zunächst ohne Sprachkenntnisse, ohne Arbeit und ohne Geld. 1939 folgte ihnen aus Sprockhövel ihre Mutter Clara. Ganz bestimmt dachten auch Herta und Max Sander daran, auszuwandern, woanders neu anzufangen, vor allem den Kindern ein Leben mit Bildung, in Würde und Sicherheit zu ermöglichen. Aber woher sollten sie das Geld nehmen, um mit fünf Kindern irgendwo in der Fremde eine neue Existenz aufzubauen?

Herta Sander mit ihren Kindern Liesel und Helmut um 1930

Es war in der Regel eine Mischung aus Geldmangel, fortgeschrittenem Alter, Angst vor dem Ungewissen, Bodenständigkeit und die Illusion, dass sich ihr Los bald bessern würde, die viele Juden in Deutschland ausharren ließ. Vielleicht wollten sie die alten Eltern oder andere Verwandte nicht verlassen. Und das war das Wichtigste: Deutschland war ihre Heimat.



Helmut Sander (1923-1993) als 17-Jähriger 1940

Die zunehmenden Repressionen auf die jüdischen Menschen zwangen viele jüdische Geschäftsleute zur Aufgabe und zum Verkauf ihrer Betriebe weit unter Wert. Auch Max Sanders Arbeitgeber Paul Wolff gab 1936 auf und emigrierte nach Brasilien. Max Sander wurde arbeitslos. 1937 beendete der älteste Sohn Helmut die Schule. Als Jude bekam er keine Lehrstelle und war gezwungen, nach Köln in ein jüdisches Lehrlingsheim zu ziehen. Ganz schnell musste er erwachsen werden. In Köln wurden die jungen Männer im Flugplatz- und Autobahnbau beschäftigt.

Durch den Novemberpogrom bekamen Sanders einen Vorgeschmack auf das Komende. Organisiert von Reichspropagandaministerium, steckten SA-Horden und andere Randalierer in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 überall in Deutschland Synagogen in Brand, misshandelten und töteten jüdische Menschen, verhafteten an die 20.000 männliche Juden, verwüsteten ihre Wohnungen und Geschäfte. Die Familie Sander wohnte seit 1935 in der Wohnung des verstorbenen Kantors in der Reeser Synagoge. Liesel, die einzige Tochter von Herta und Max Sander war damals 13 Jahre alt und hat die traumatischen Erlebnisse dieses Tages nie vergessen. Mit ihren Brüdern stand sie am Morgen des 10. November vor ihrer zerstörten jüdischen Schule in Bocholt. Die verängstigten Kinder wurden nach Hause geschickt, wo sie noch Schlimmeres erwartete. Vor der Synagoge hatte sich eine große Menschenmenge versammelt. Fensterrahmen und -läden waren zerschlagen, das Spielzeug der Kinder, Geschirr und Bettwäsche lagen auf der Straße. SA-Männer warfen die sakralen Gegenstände der Synagogengemeinde, Gebetbücher, Gewänder, Gebetsschals aus dem Fenster. Frauen von der NS-Frauenschaft unterstützten die SA-Männer bei ihrem Zerstörungswerk. Voller Angst machten sich die Kinder auf die Suche nach ihrer Familie, die sich zu Bekannten geflüchtet hatte. Liesel erinnert sich: „Mutter war völlig durcheinander und zitterte am ganzen Körper. Walter hatte Weinkrämpfe. Vater war schon in die Arrestzelle, die im Rathaus lag, gebracht worden. Später erfuhren wir, dass er zunächst in das Konzentrationslager Dachau und von dort in das KZ Buchenwald deportiert worden war.“¹

Ihre Kinder in Sicherheit zu bringen, war nun für Herta Sander das Wichtigste. Wie schwer es ihr gefallen sein musste, ihre Kinder wegzugeben, wie groß ihr Leidensdruck war, ist nur zu erahnen. Es sollte ein Abschied für immer sein. Liesel, Kurt, Herbert und Walter, zwischen 1925 und 1933 geboren, wurden Anfang Dezember 1938 über die grüne Grenze nach Holland geschleust. Die Jungen lebten zunächst in Kinderheimen bei Arnheim, bevor sie nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht

¹ Bernhard Schäfer, Es geschah in der Oberstadt. Die Reichspogromnacht des Jahres 1938 in Rees. In: Kalender für das Klever Land auf das Jahr 1998, S. 88

auf die Niederlande 1940 von jüdischen Familien aufgenommen wurden. Liesel arbeitete im Haushalt einer aus Rees emigrierten jüdischen Familie.

Die beiden jüngsten Söhne Walter (*1933) und Herbert (*1931) ermordet 1943 im KZ Sobibor

Herta und Max Sander lebten nun mit den in Rees verbliebenen Juden auf engstem Raum im „Judenhaus“ der Familie Isaac. Sie führten ein Leben in Armut, Angst und Ausgrenzung. Am 10. Dezember 1941 setzte nach jahrelanger Diskriminierung und Entrechtung die letzte und schlimmste Etappe des Leidensweges von Herta, Max und Helmut Sander ein. Sie erhielten den Befehl, sich an diesem Tag gemeinsam mit Max' Schwester Jettchen auf dem Güterbahnhof Düsseldorf-Derendorf am Schlachthof einzufinden. Dort, wo am Vortag noch Schlachtvieh gestanden hatte, mussten die Menschen die Nacht vor Fahrtbeginn auf Steinböden mit etwas Stroh verbringen. Man hatte ihnen mitgeteilt, sie würden in das „Ostland“ „umgesiedelt“. Die „Fahrkosten“ in Höhe von 50 Reichsmark mussten sie selbst bezahlen. Ihr Gepäck sollten sie nie wiedersehen. In den Berichten von Tätern und Opfern werden die Qualen dieser 4-tägigen Zugfahrt nach Riga deutlich: Über tausend jüdische Menschen vom Säuglingsalter bis zum Alter von 65 Jahren mussten sich in teils überfüllte Waggons ohne funktionierende Heizung pressen, es gab nichts zu essen und kaum etwas zu trinken. Die Züge hielten an vielen Bahnhöfen an, so dass die Reisenden auf den Bahnsteigen das Elend der eingepferchten und durstigen Menschen sehen konnten. Leiter des Transportes war der Hauptmann der Schutzpolizei in Düsseldorf Paul Salitter, dessen ausführlicher wie menschenverachtender Bericht über diesen Transport überliefert ist.



Im Juli 1941 hatte die Wehrmacht Lettland und seine Hauptstadt Riga besetzt. Im Ghetto in der Moskauer Vorstadt, das mit Stacheldraht vom übrigen Stadtgebiet getrennt war, waren auf engstem Raum etwa 30 000 lettische Juden zusammengepfercht. Kurz vor der Ankunft der deutschen Juden im Dezember 1941 ermordeten deutsche und lettische SS im „Blutbad von Riga“ mehr als 27.000 dieser Menschen; nur die benötigten Facharbeiter ließ man am Leben.



Ab Dezember 1941 wurden etwa 35.000 deutsche und tschechische Juden in das Ghetto Riga deportiert, wo sie unter schwierigsten und menschenunwürdigen Bedingungen Zwangsarbeit für deutsche Unternehmen leisten mussten. „Vernichtung durch Arbeit“ war die Zielsetzung durch die Politik,

Im ehemaligen Ghetto von Riga ist heute ein Museum eingerichtet.
Foto: Bernd Schäfer, 2010

vor Ort umgesetzt von Militärs, Polizeikräften, deutschen und lettischen Zivilisten. Nur die Starken und Gesunden schafften es, das Ghetto zu überleben. Auf jede erdenkliche Art und Weise ermordeten SS, Wehrmacht und andere „Ordnungskräfte“ die Alten und Kranken, die Kinder und die Widerständigen hier im Ghetto oder in den Wäldern um Riga.

Max Schwester Jettchen (44), der es nach der furchtbaren Zugfahrt schlecht ging, wurde unmittelbar nach ihrer Ankunft in Riga ermordet. Bei eisiger Kälte mussten Herta, Max und Helmut Sander mit 25 Personen in einer Drei-Zimmer-Wohnung ohne Bad und Toilette hausen. Nach 14 Tagen wurde Helmut in das Lager Salaspils zu härtester Zwangsarbeit gebracht; 500 Mann vegetierten hier in vier Baracken, mussten Holz fällen, im Sägewerk und in einer Ziegelei arbeiten oder Torf stechen. Dann wurde er in das Lager Smarden deportiert, zum Torfstechen. Helmut hatte inmitten des Grauens den Vorteil, bald in der Küche arbeiten zu dürfen und verbesserte damit zunächst seine Überlebenschancen.

Von Herta und Max Sander sind nun keine Lebenszeichen mehr überliefert. Im Herbst 1943 wurde das Ghetto Riga angesichts der herannahenden Front aufgelöst; SS und Polizei trieben einige der wenigen Überlebenden, zu denen auch Herta und Max Sander gehört haben müssen, in das KZ Kaiserwald. Trotz aller Entbehrungen und Qualen hatten sie offenbar ihre Arbeitskraft bis hierher erhalten können. Wegen der immer weiter nach Westen vorrückenden Sowjetarmee wurde auch dieses Lager im August 1944 geräumt und die gequälten Menschen, darunter auch Sanders, nach Stutthof bei Danzig evakuiert.



Die Hoffnung, dass ihr Mann und ihre Kinder die Shoah überleben, wird zum Schluss der einzige Lichtblick in Herta Sanders Leben gewesen sein. Nach Quellenlage kam sie in Stutthof ums Leben. „Verschollen“ ist der Begriff, der im Gedenkbuch des Bundesarchivs Koblenz (Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, 1986) verwendet wird. Am 15. Oktober 1947 wurden sie und ihr Mann vom Amtsgericht Rees für tot erklärt. Der 63-jährige Max Sander war von seinen Peinigern noch bis nach Bergen-Belsen in Niedersachsen getrieben worden, wo er eine Woche vor der Befreiung durch die Engländer im März 1945 zu Tode kam.

Das letzte Foto von Herta Sander um 1938

Von Danzig aus wurde eine weitere Kolonne erschöpfter und verhungerner Überlebender Ende Januar 1945 in das ehemalige Zivillager Rieben in Pommern getrieben. Hier befreiten Sowjetsoldaten im März 1945 unter anderen Helmut Sander, 21 Jahre alt, auf 36 Kilo abgemagert und an Flecktyphus erkrankt. Russische Krankenschwestern und Ärzte schenkten ihm, wie er später sagte, ein zweites Leben.

Was mit seinen Eltern und Geschwister geschehen war, erfuhr er erst viel später: Mit ihren jüdischen Pflegefamilien waren die drei Brüder 1943 in das Lager Westerbork verschleppt, von dort deportiert und im April 1943 im Vernichtungslager Sobibor (Polen) ermordet worden. Einzig die Schwester Liesel (Jg. 1925) war ihren Häschern

immer wieder entkommen und hatte in unterschiedlichen Verstecken in Oosterbeek, Groningen und Amsterdam überlebt.

Für die meisten der überlebenden Juden war es nicht mehr möglich, in das Land der Täter zurückzukehren; viele von ihnen emigrierten wie Liesel Sander nach Palästina/Israel. Sie heiratete nach dem Krieg einen niederländischen Juden und gründet mit ihm 1948 in Israel eine Familie. Sie starb dort 2007. Ihr Bruder Helmut aber wollte wieder nach Hause. Mit seiner Frau Miriam, ebenfalls eine KZ-Überlebende, lebte er bis zu seinem Tod 1993 in Castrop-Rauxel.

2003 ließen die Kunst- und Kulturinitiative und die Stadt Sprockhövel am Sparkassenvorplatz ein Mahnmal für die jüdische Familie Röttgen errichten. Die Wuppertaler Bildhauerin Ulle Hees hat es aus Eisen geschaffen: einen Olivenbaum, Symbol des Friedens, Lebensspender aus dem Ursprungsland des jüdischen Volkes, der sich aus einem goldenen Mosaik erhebt. Eine Gedenktafel erinnert an Clara Röttgen, die mit gebrochenem Herzen im Exil sterben musste und an ihre ermordeten Töchter Emmy und Herta mit ihren Familien. Stets ist die kleine Gedenkstätte mit Blumen geschmückt, die eine unbekannte Person dort ablegt.

In Rees, dort wo die Synagoge gestanden und die Familie Sander gewohnt hatte, wurden 2008 fünf „Stolpersteine“ des Künstlers Gunter Demnig in den Bürgersteig eingelassen mit den Namen und Lebensdaten von Herta, Max, Herbert, Kurt und Walter Sander.

Die Geschichte der jüdischen Familie Röttgen aus Sprockhövel ist festgehalten in der Broschüre „Die Toten werden Mahnung sein“, erhältlich in den Bürgerbüros der Stadt Sprockhövel.

Über die Familie Sander hat Bernd Schäfer, Rees mehrere Aufsätze geschrieben:

Es geschah in der Oberstadt. Die Reichspogromnacht des Jahres 1938 in Rees, in: Kalender für das Klever Land auf das Jahr 1998,

Auch sie waren Reeser. Zur Erinnerung an die jüdische Gemeinde Rees, in: Kalender für das Klever Land 1997,

Jüdische Familien in Haltern – Familie Sander, in: Haltern einst und jetzt, 85. Folge, Juni 2000.

Wer mehr über den Transport vom 11.-14. Dezember 1941 nach Riga, über Helmut Sander und über die Lager Riga und Stutthof erfahren möchte, lese nach bei Ingrid Schupetta, Der Salitter-Bericht, (2011) www.villaMerlaender.de/public/system, Jan-Pieter Barbian, Michael Brocke und Ludger Heid (Hrsg.) Juden im Ruhrgebiet, Essen 1999, und bei Eugen Kogon, Der SS-Staat, München 1974.

Weitere Quellen: Stadtarchiv Sprockhövel

Bestand Standesamt Sprockhövel

Sammlung Familien: Familie Röttgen

Sammlung aufgelöste Schulen: Rektoratschule/Schülerliste

Dank an Bernd Schäfer, Rees, Hildegard Jakobs, Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf, Tina Oostendorp, Stadtarchiv Rees und W. Grunewald, Stadtarchiv Isselburg

© Karin Hockamp, Stadtarchiv Sprockhövel, Dezember 2011